Nr. 270. Freitag, den 19. November 1909. 23. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 3,50.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: Ernst Köpke in Hamburg.

Anzeigen die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 35 ₰, Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags), in den Filialen (bis 4 Uhr nachm.), sowie in allen Annoncen-Bureaux. Platz- u. Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: St. Pauli, einschl. Schanzenstr., bei Heinr. Koenen, Sophienstr. 44. Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Lehmweg 51. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Bachstr. 12. Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck und Billwärder bei Carl Ortel, Baustr. 26. Hammerbrook bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Schwabenstr. 33. Rotenburgsort und Veddel bei Th. Reimer, Lindleystr. 85. Wilhelmsburg bei Carl C. Diehl, Meyerstr. 12, 1. Et. Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde und Ost-Barmbeck bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. Altona bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 118. Ottensen, Bahrenfeld bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

Hierzu zwei Beilagen.

Der neue Beutezug.

Die Agrarier bereiten einen neuen Beutezug vor. Die Ueberzölle auf landwirtschaftliche Produkte sollen abermals erhöht, die Lebensmittelpreise abermals in die Höhe getrieben werden, während das deutsche Volk durch die herrschende Teurung zu einer chronischen Unterernährung verdammt ist. Wer daran noch zweifeln sollte, der braucht nur zu lesen, was der Junker v. Wangenheim, der Vorsitzende des Bundes der Landwirte, auf der außerordentlichen Generalversammlung dieser Gesellschaft zu Gnesen gesagt hat. Dort wurde den Liberalen „soziale Feigheit“ vorgeworfen, weil sie die große Masse statt mit 500 nur mit 400 Millionen belasten wollten. Es geschieht den Liberalen schon recht, wenn sie von der übermütigen Junkerkaste, der sie so gerne zu Gefallen leben möchten, solche groben Fußtritte erhalten. Für uns kommt dabei das Gute heraus, daß die Herren Junker ihre Herzenswünsche enthüllen. Das geht natürlich nicht ohne das gewohnheitsgemäße Geflunker ab. Der Vorsitzende des Bundes der Landwirte behauptete, man habe den Arbeitern ihre Lasten abgenommen und ihre Einnahmen verdoppelt! Wenn an dieser ungeheuerlichen Behauptung nur ein Körnchen Wahrheit wäre, so hätte der Bund der Landwirte gewiß am wenigsten teil daran. Aber der Führer der Agrarier meinte, die so begünstigten Arbeiter könnten auch „einen Teil der Lasten“ mittragen, und ohne die „soziale Feigheit“ der Liberalen hätte man alle finanziellen Bedürfnisse des Reiches bei der Steuerreform aus Schnaps, Bier und Tabak decken können. Das ist zwar steuerpolitisch ein Unsinn; denn von einer gewissen Höhe an versagen diese Steuern. Aber es charakterisiert die ganze Auffassung der Agrarier vortrefflich.

In der Tat, das wollen wir den Empfängern der modernen Grundherrlichkeitsabgabe ruhig zugestehen, an „sozialer Feigheit“ leiden sie nicht. Während sie mit aller Gemütsruhe den Arbeitern, die angeblich so gut gestellt sind, den Hauptanteil der öffentlichen Lasten aufpacken, heimsen sie mit Genugtuung die Ernte ein, von der seinerzeit Bülow gesprochen. An goldener Strom von Hunderten und Aberhunderten von Millionen, dessen trübe Quelle die Teurung der Lebensmittel und die Not des Volkes ist, ergießt sich in die Taschen der Großgrundbesitzer. Aber das genügt ihnen noch nicht; sie wollen noch mehr haben. Das wird in der Form angekündigt, daß immer wieder das ganze deutsche Volk angebrüllt wird, seine Stärke beruhe auf seiner Landwirtschaft.

Darüber diskutiert man mit den Agrariern schon längst nicht mehr. Man sieht sich vielmehr die Berufszählungen an, welche uns zeigen, was die Landwirtschaft im industriellen Deutschland bedeutet.

Aber den Agrariern ist trotz allen Mangels an „sozialer Feigheit“ denn doch nicht ganz wohl in ihrer Haut. Zunächst macht ihnen der neue Bauernbund Kummer, der ihnen „liberal“ erscheint. Dieser Bund hat auch agrarische Züge; er hält an dem gegenwärtigen Prohibitivsystem fest. Aber er will die unbedingte Gefolgschaft, die der kleine und mittlere Grundbesitz den Junkern und Latifundienbesitzern bisher geleistet, nicht nur aufgeben, sondern er verlangt auch „Aufteilung“ der Latifundien und Schaffung kleiner und mittlerer Bauerngüter. Das ist auch verfehlt, aber es genügt, um die Junker rasend zu machen. Mit einem Eifer, der Ketzerrichtern Ehre gemacht hätte, wird der neue Bauernbund verflucht; für die kleinen Bauern aber wird die Lockpfeife geblasen. Die Herren Junker wollen, wie in Gnesen behauptet wurde, sich freuen, wenn sie mit dem Kleinbesitz, falls ihm seine Arbeit Zeit dazu läßt, in öffentlichen Aemtern arbeiten können. Mit dieser Aussicht auf einige Reichstagsmandate wird man allerdings die mißtrauisch gewordenen mittleren und Kleinbauern nicht mehr einfangen können.

Nicht minder grimmig gehaßt wird auch von den Junkern der Hansabund, der dem Herrn v. Wangenheim Anlaß zu dem grob antisemitischen Ausfall gab, daß der Jude zu allem die Musik macht“. In Wahrheit fürchten die Junker, das industrielle Großkapital werde durch den Hansabund seine Interessen kräftiger als bisher geltend machen. Das mag bis zu einem gewissen Grade zutreffen. Besonders Herr Ballin, der sich doch so hoher Gönnerschaft erfreut, ist den Junkern verhaßt. Sie fürchten, er werde allen seinen Einfluß aufbieten, um die Zollschranken für die amerikanische Vieh- und Fleischeinfuhr zu beseitigen. Wenn dies Herrn Ballin gelänge, so wäre es nur zu begrüßen. Aber die Junker wollen ja am liebsten einen Zollkrieg mit Nordamerika haben, damit sie in Deutschland die Fleisch- und Getreidepreise ganz ungeniert diktieren können. Sie sagen, Herr Ballin wolle die Einfuhr des nordamerikanischen Fleisches und Viehes nur im Interesse seiner Schifffahrtsgesellschaft durchsetzen. Das ist wohl zutreffend. Aber so wenig wir uns für die Praktiken des Herrn Ballin im allgemeinen erwärmen können und so sehr wir seine großkapitalistischen Herrschergelüste bekämpfen, so fest steht auch für uns, daß die von Herrn Ballin geleitete Handels- und Passagierdampferflotte für die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands unendlich wichtiger ist als die Fuselbrennereien der ostelbischen Junker.

Wir kämpfen für Erleichterungen der ungeheuren Lasten, mit denen man unser geduldiges Volk bepackt hat. Wenn es damit uns nicht so heiliger Ernst wäre, so würden wir sagen, wir wünschten nur, daß den Agrariern der neue Beutezug gelingen möge, um endlich das vollgerüttelte Maß zum Ueberlaufen zu bringen. Aber das wird so wie so kommen. Die Sozialdemokratie allein kann dem Agrariertum noch nicht Halt gebieten, und die bürgerliche liberale Linke kann es noch weniger, während die nationalliberale Partei den Agrariern ihre volle Unterstützung leiht.

Die Agrarier fühlen wohl auch selbst, daß es nicht lange mehr so weitergehen kann. Ueber kurz oder lang wird die überwältigende Masse des Volkes den Steuerschröpfern und Lebensmittelverteurern geschlossen gegenüberstehen. Darum jetzt nur noch soviel als möglich zusammenraffen! lautet die Parole der Agrarier. Man weiß ja nicht, wann es mit den erfolgreichen Beutezügen überhaupt ein Ende nimmt.

Bei alledem spielen Junker und Pfaff auch noch die verfolgte Unschuld und klagen über „Verhetzung“ wegen der Finanzreform. Wir wollen aber zugeben, daß auch etwas Wahrheit dabei ist. Es ist allerdings ein unermüdlicher „Hetzer“ erschienen, der bei einem neuen agrarischen Beutezuge noch mehr „hetzen“ wird. Das ist der Magen, dem man weder mit nationalökonomischen noch mit philosophischen Gründen beikommen kann, und der nach Heine nur auf „Suppenlogik mit Knödelgründen“ und auf „Argumente von Rinderbraten, begleitet mit Göttinger Wurst-Zitaten“ hört.

Dieser „Hetzer“ wird die Junker und Agrarier klein kriegen.

Politische Uebersicht.

Zur Reichstagsstichwahl in Landsberg-Soldin.

Wie nicht anders zu erwarten war, fallen die Nationalliberalen wieder auf die reaktionäre Seite. Die nationalliberale Parteileitung des Kreises hat die Parole zugunsten des konservativen Kandidaten Holtschke ausgegeben, und die „National-Ztg.“ hat sogar den Mut, zu erklären, diese Stellungnahme sei „selbstverständlich, da unter allen Umständen den Eroberungsgelüsten der Sozialdemokratie ein Ziel gesetzt werden muß“. Das Blatt fügt hinzu:

„Um so bedauerlicher ist es, daß der liberale Wahlausschuß keine Entscheidung getroffen hat, sondern jedem Wähler die Parteinahme freisteht. Darin liegt eine direkte Unterstützung des sozialdemokratischen Kandidaten, denn zweifellos werden ihm viele Freisinnige ihre Stimmen zukommen lassen. Wir hoffen trotzdem, daß es durch die Heranziehung bürgerlicher Reserven gelingen wird, das Mandat vor der Sozialdemokratie zu sichern.“

Das „Berliner Tageblatt“ wendet sich dagegen, daß Freisinnige etwa Wahlenthaltung üben. Das würde unmännlich, politische Feigheit sein: „Wem der Kampf gegen die Junkerreaktion ernst ist, der kann in der Stichwahl am 22. d. M. gar nicht anders wählen, als daß er dem sozialdemokratischen Kandidaten die Stimme gibt. Andernfalls macht er sich zum Mitschuldigen eines etwaigen konservativen Wahlsieges. Er fördert also dadurch die Junkermißwirtschaft, die er im ersten Teil des Wahlkampfes zu bekämpfen für nötig hielt!“

Auch die „Berl. Volks-Ztg.“ weist nochmals darauf hin, daß es diesmal gilt, die konservative Niederlage in der Stichwahl zu vervollständigen und daß deshalb jeder liberale Wähler die Pflicht hat, für den Sozialdemokraten zu stimmen!

Ein freisinniger Notschrei.

Nach einer Meldung der „Kreuzzeitung“ hat der Vorsitzende des Vereins der Liberalen in Halle a. d. S., Rechtsanwalt Dr. Hertzfeld, an den Vorsitzenden der liberalen Partei im Wahlkreis Landsberg-Soldin das folgende dringende Telegramm gerichtet:

„Bei der hiesigen Reichstagswahl sind die Konservativen und die Bündler bisher entschieden für den Freisinnigen eingetreten. Es ist für uns dringend erwünscht, daß sich die dortigen Liberalen offen für den konservativen Kandidaten Holtschke erklären, da sonst unser hiesiger Kandidat gefährdet ist. Die Wahl findet hier am 26. November statt. Hertzfeld, Vorsitzender des Vereins der Liberalen.“

Im liberalen Verein zu Halle sind freisinnige Volkspartei und freisinnige Vereinigung vertreten. Welche sonderbare Sorte von Freisinn es ist, der dort dominiert, kann man aus dem vorstehend wiedergegebenen Telegramm ersehen. Da brüstet man sich das ganze Jahr mit dem „Kampf gegen die Reaktion“, und wenn es zum Klappen kommt, sollen die eigenen Parteifreunde für den ärgsten Reaktionär eintreten. Und warum? Um für sich selbst mit Hilfe der Reaktionäre ein Mandat zu ergattern. Das ist ja übrigens seit einem Jahrzehnt der ganze Inhalt der „freisinnigen“ Politik. Mandate schinden, sei es auch auf Kosten der „Grundsätze“, die sich auf dem Programmpapier so wunderschön ausnehmen. Ob aber die Landsberg-Soldiner Freisinnigen sich für die Stimmabgabe für den Konservativen breitschlagen lassen oder nicht, „gefährdet“ ist der freisinnige Kandidat in Halle auf alle Fälle. Würde aber in Landsberg-Soldin der Konservative mit freisinniger Hilfe gewählt und Herr Reimann fällt in Halle trotzdem durch, wozu alle Aussicht vorhanden ist, so wären die Freisinnigen doppelt blamiert.

Die Politik der Bünde.

Zur Ergänzung des in letzter Nummer unsres Blattes erwähnten Artikels des Dr. Breitscheid wird der „Berliner Volkszeitung“ aus ihrem Leserkreise geschrieben:

Am 5. d. M. fand im Lehrervereinshaus eine öffentliche Handlungsgehilfenversammlung statt. In der Diskussion sprach unter andern der Herr Direktor Fürstenberg, Mitglied des Direktoriums des Hansabundes. Auf die ihm aus der Versammlung vorgelegte Frage, für wen sich der Hansabund entscheiden würde im Falle einer Stichwahl zwischen einem Konservativen und einem Sozialdemokraten, lautete die Antwort: „Selbstverständlich (!) wird der Hansabund niemals für einen Sozialdemokraten stimmen oder auffordern zu stimmen.“

Danach sieht also der Hansabund ruhig zu, daß ein Konservativer gewählt wird, während der Bund sonst immer behauptete, es liege ihm an der Bekämpfung der Feinde einer modernen Wirtschaftspolitik! Das genügt!

Die Nationalliberalen und das preußische Wahlrecht.

Gegen den monströsen Vorschlag zur Aenderung des preußischen Dreiklassenwahlrechts, den der freikonservative Abgeordnete v. Zedlitz gemacht hat (siehe unsre Mittwochsnummer) und den er eine „Veredelung“ des „elendesten aller Wahlsysteme“ nennt, wendet sich die „Nationallib. Korresp.“ mit folgenden Bemerkungen:

„Dieser Weg, der daneben staatsrechtlich ein Monstrum wäre, ist für uns natürlich gar nicht gangbar. Er würde bewirken, daß die Konservativen von der ganzen Wahlreform überhaupt nicht berührt würden; daß allein die Liberalen den Ansturm der Sozialdemokratie auszuhalten hätten. Und dann: wenn der Wahlterrorismus neuerdings auch in besonders krassen Formen von der Sozialdemokratie geübt worden ist — Wahlbeeinflussungen gibt es auch bei andern Parteien. Die Minderheiten in katholischen oder ausgesprochen konservativen Landstrichen wissen ein Lied davon zu singen. Ganz abgesehen davon, daß die Zedlitzschen Vorschläge unsres Erachtens in praxi gar nicht durchführbar wären; daß sie die Unruhe verewigten und den ohnehin erbitternden Kampf über geheime und öffentliche Wahl verhundertfachen müßten.

„Dennoch vernehmen wir diese Zedlitzschen Projekte nicht ganz ungern. Sie zeigen (ebenso wie der neuerliche Vorschlag des Herrn v. Dewitz über die Besteuerung der Erbschaften, dem freilich noch große Bedenken entgegenstehen), daß man auch auf der rechten Seite gewillt ist, den Weg zu beschreiten, den zur allmählichen Gesundung unsrer an einem Uebermaß von Nervosität leidenden öffentlichen Zustände wir seit geraumer Weile immer wieder gewiesen haben. Allerdings werden die theoretischen Erörterungen ebenso wenig wie das theoretische Sündenbekenntnis uns zum Ziele führen. Praktische Arbeit tut not und bei der wird die Regierung das erste Wort haben müssen.“

Das nationalliberale Organ hat dem Vorschlag also wirklich schon eine gute Seite abgewonnen, wenn es sich auch gegen ihn wendet. Natürlich ist alles das, was es für sozialdemokratischen „Terrorismus“ ausgibt, Kinderspiel gegen den wirklichen Terrorismus, der seit Jahrzehnten von den Konservativen in Ostelbien und anderswo und von den nationalliberalen Scharfmachern im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ausgeübt wird. Aber diesem wahren Terrorismus will der Edle v. Zedlitz ausdrücklich die Tür offen halten durch Beibehaltung der öffentlichen Stimmabgabe. Dabei würden selbstverständlich auch die Liberalen mit unter die Räder kommen. Wenn die Nationalliberalen also solchen Vorschlag ablehnen, so ist das kein großes Verdienst.

Wie Staatsgelder verschleudert werden.

Zu dem berühmten Kapitel „preußische Sparsamkeit“ wird aus Düsseldorf eine interessante Illustration mitgeteilt. Es handelt sich um die neue Dienstwohnung des hiesigen Oberlandesgerichtspräsidenten im Kaiser Wilhelm-Park. Diese ist auf einem der teuersten Gelände von Düsseldorf (ein großer Garten als Beigabe) mit einem Kostenaufwande von ℳ 900 000 errichtet worden; allein die Ausstattung dieses schloßartigen Gebäudes dürfte ein erhebliches Vermögen beanspruchen. Während also der Oberlandesgerichtspräsident ein Jahreseinkommen von ℳ 18 000 bezieht, müssen für die Verzinsung seiner Dienstwohnung jährlich fast ℳ 40 000 aufgebracht werden! Bei Benutzung einer Privatwohnung dagegen würden nur ℳ 4500 Mietsentschädigung gewährt.

Und da redet man noch von „altpreußischer Sparsamkeit“! Aber die Sucht, zu „repräsentieren“, erfaßt immer weitere Kreise und das Volk muß die Kosten tragen.

Agrarierdreistigkeit.

Eine höchst merkwürdige „Anregung“ der badischen Landwirtschaftskammer wird aus dem offiziellen Mannheimer Stadtratsbericht bekannt. Auf Anregung der Kammer wurde durch die staatlichen Verwaltungsorgane den Gemeinden „anheimgegeben“, die für den landwirtschaftlichen Grundbesitz im Gemeindebezirk zur Landwirtschaftskammer zu zahlenden Beiträge der pflichtigen Ortseinwohner für das laufende Jahr auf die Gemeindekasse zu übernehmen. In Uebereinstimmung mit den übrigen Städten der Städteordnung beschloß der Mannheimer Stadtrat, dieses Ansinnen abzulehnen.

Zeugt es schon von edler Dreistigkeit, daß die Landwirtschaftskammer überhaupt das Ansinnen stellt, für ihre Ausgaben nicht die nutznießenden Grundbesitzer, sondern die Gesamtheit der Steuerzahler in Anspruch zu nehmen, so ist es noch viel unverständlicher, daß staatliche Verwaltungsorgane das Ansinnen weiter geben, was in den meisten Fällen die Folge haben muß, daß ohne weiteres so verfahren wird, wie die Landwirtschaftskammer das wünscht. Also eine neue „Liebesgabe“ für die Notleidenden, deren Appetit beim Essen wächst.

Die sächsische Berggesetznovelle,

die in der Thronrede angekündigt worden, ist jetzt dem Landtage zugegangen. Sie soll die Zuziehung von Bergarbeitern zur Grubenkontrolle regeln, um die schon so lange gekämpft worden ist. Das bisherige Berggesetz soll folgenden Zusatz erhalten:

Auf Bergwerken, auf denen in der Regel mehr als 30 Arbeiter unter Tag beschäftigt werden, sind die Grubenarbeiter zur Ueberwachung der Sicherheit des Betriebesplanmäßig zuzuziehen. Zu diesem Zwecke sind von ihnen aus ihrer Mitte so viel Sicherheitsmänner zu wählen, daß auf höchstens 300 Mann der untertägigen Belegschaft mindestens ein Sicherheitsmann und ein Stellvertreter kommt. Die Vorschriften der Absätze 3 bis 5 und 7 bis 10 sowie des § 8 finden mit der Maßgabe entsprechende Anwendung, daß Bestimmungen, die die Wirksamkeit der Einrichtung nach bergamtlichen Ermessen nicht sicherstellen, die Genehmigung zu versagen ist. Die Sicherheitsmänner dürfen von der Wahl bis zum Ablauf ihrer Wahlperiode ohne Kündigung nur beim Vorliegen eines gesetzlichen Entlassungsgrundes, im übrigen aber nur beim Vorliegen eines wichtigen Grundes und in diesem Falle nur unter Einhaltung einer 14tägigen Kündigungsfrist aus dem Arbeitsverhältnis entlassen werden. Durch Verlegungen an andre Arbeitsstätten erlischt das Amt nicht.

Der gewählte Arbeiterkontrolleur muß

1. deutscher Staatsangehöriger und der deutschen Sprache in Wort und Schrift mächtig sowie in seinem Wahlbezirke beschäftigt sein;
2. er muß im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte sein;

---

[22] (Nachdruck verboten.)

Ein Verrückter.

Roman
von
Josef Ruederer.

„O,“ schluchzte er, „Du armes Ding, Du armes Ding.“

Sie arbeitete erregt mit den Steinchen des Rosenkranzes und hielt den Oberkörper an die Wand gelehnt.

„Anna,“ rief er, indem er sich wieder aufrichtete, „o hätt'st mir g'folgt und wärst den Tag net in die Beicht 'gangen!“

Sie wehrte ihm mit einer jähen Bewegung ab und hob die Hand in die Höhe.

„Franz, um Gotteswillen, Du versündigst Di wieder,“ schrie sie in ängstlichem Tone.

„Versündigen? Anna, es handelt sich um uns zwei, um unser Leben, um unser Existenz, um unser Zukunft.“

Matt fiel sie in die Kissen zurück.

„O, Franz, mir is oft, als könnt i nimmer ins Leben z'rück.“

Er rannte wie wahnsinnig durch das Zimmer und ballte die Fäuste. Wäre jetzt der Geistliche hier, er hätte ihn nicht lebend aus dem Zimmer gelassen. Was er auf Erden noch hatte, das letzte und einzige, war ihm genommen. Ein wilder Fluch entrang sich halblaut seinen Lippen.

Anna hob den Kopf ein wenig empor und faltete die Hände:

„Hör' auf, i bitt Dich um Christi willen, Franz. Hör' auf, Du warst ja doch de letzten Tag so ruhig.“

„Ja freili, da war i kalt,“ lachte er bitter, „da war i a verkommener Lump, a Hund, der Dein'n Vater verkauft und verraten hat, da bin i herkommen an Dei Bett und hab mir g'wünscht, daß i bald wieder draußen wär, aber heut nacht ist's anders mit mir word'n, da hab i meine klaren Augen wieder kriegt und jetzt merk i, was hier in der Zeit vorgangen is und muß erleben, daß man Dich mir abspenstig g'macht hat.“

Verzweifelt rang er die Hände und blickte schmerzzerissen in das starre Gesicht des Mädchens.

„Anna,“ rief er, „is alles aus? Hast Du kei Hoffnung, auch wenn i Dir sag, daß wir bald heiraten können?“

„Des g'schieht nimmer, geh.“

„I hab Dir's aber doch g'sagt, es wird g'schehen. Hab doch a Vertrau'n zu mir.“

Jetzt drehte sie ihm langsam ihr Gesicht zu und ein schwacher Schimmer von Erwartung und Freude belebte sie.

„Gelt, Anna,“ rief er hastig, „wenn i mei Anstellung krieg, dann wird alles gut, das glaubst Du? Red', Herzl, red'!“

„Ja, wenn das wahr wär,“ flüsterte sie.

„Es is wahr,“ stieß er heraus und suchte seiner geheimen Befürchtungen Herr zu werden, die beim Gedanken an den bevorstehenden, schrecklichen Kampf wieder auftauchten. „A paar Tag dauert's noch, Anna, nacher is all's überstanden. Es handelt sich jetzt nur noch d'rum, daß mir der Benefiziat . . . nix mehr in' Weg legt.“

„Wird er das tun?“ fragte sie leise.

„Der? Ha, ha! O, sei gut, Anna, erschreck net so! Es is halt so, wenn i d'ran denk, nachher steigt mir alles Blut auf, und i möcht narrisch werd'n. Aber desmal bin i fest, er soll mir nix mehr antun, denn sonst . . . sonst erwürg i den Menschen!“

„Franz!“ Sie hatte einen furchtbaren Schrei ausgestoßen und war im Bette aufgefahren.

„Geh fort, geh fort,“ murmelte sie, „Du bist schrecklich!“

Gattl sah sie an.

„Soll i wirkli geh'n?“ fragte er bebend, „Du jagst mi weiter ohne an Gruß, ohne all's, Du hast mir net amal Dei Hand geben!“

Sie wurde sanfter.

„Tu Di nimmer so versündigen“, sagte sie und streckte ihm matt ihre Rechte entgegen. Er griff danach und zuckte zusammen. Wie die Hand der sterbenden Försterin faßte sich's an, so feucht und leblos.

„Versprich mir, daß Du ruhig sein willst und Dich net mit ihm streit'st. Tu's mir z' Lieb, Franz, i weiß nimmer, was i glauben soll.“ Leise begann sie zu weinen.

Schmerzbewegt sah er auf die Duldende herab und hätte am liebsten den Geistlichen mit beiden Fäusten vor dieses Opfer gezerrt, damit er kniefällig um Verzeihung bitte. Sie fühlte, wie er zitterte.

„Tu's mir zu Lieb, i bitt Dich, Franz!“

„Dir zu Lieb“, sagte er mit rauher Stimme. Da legte sie ihre Arme um seinen Kopf und küßte ihn. Wieder war es dem Lehrer, als neige sich eine Leiche an seine Wange.

„Gute Nacht, Anna“, sagte er und ging zur Türe. Als er sich noch einmal umsah, saß sie im Bette und hatte schon wieder den Rosenkranz ergriffen. Ihre zuckenden Lippen zeigten, daß sie eifrig betete.

Er wankte ins Freie hinaus und weinte wie ein Kind.

Ueber den Bergen begann es leise zu dämmern.

*

Eine solche Hochzeit hatte Oberkarbach noch nicht erlebt. Der ganze Apparat alter, umständlicher Gebräuche, der schon längst in der Rumpelkammer des Dorfes ruhte, wurde noch einmal ausgegraben. Ein schäbig gekleideter Hochzeitlader mit verschlissenen Seitenbändern auf dem Hut und dem riesigen Stocke war herumgegangen, in erbärmlichen Versen die Einladungen zu besorgen. Kranzljungfern erschienen auf der Bildfläche, Böllerschüsse weihten den Morgen ein, eigenes Festbrot für die Armen wurde gebacken, große Holzbalken wurden über die blumenbestreuten Wege gelegt als Hindernisse für das Brautpaar, das sich erst loskaufen mußte — kurz, man erinnerte sich, weil gut bezahlt wurde, der ältesten Zeremonien.

Den umfassenden Vorbereitungen entsprach das Fest selbst.

In der übervollen Kirche spielte der Lehrer die Orgel, als das Brautpaar eintrat und sich zu andächtigem Gebete auf den Altarstufen niederließ. Dann hielt der Geistliche eine bedeutungsvolle Ansprache über die Ehe, die Treue und Liebe der Gatten.

Ein zweistündiges, feierliches Hochamt mit Predigt und Opferung folgte der Trauung, und als der letzte Orgelton verklungen war, wanderte der lange Zug, die Musik an der Spitze, ins Dorf hinab, wo das festliche Mahl im Wirtshaus schon bereit stand. Hinter seiner Tochter, die den Myrtenkranz trug und in ihrem Hochzeitsstaat gar prächtig aussah, ging der alte Poiten. Die kirchliche Feier hatte ihn tief ergriffen, denn er ging gesenkten Hauptes einher und hielt das blaue Schnupftuch vor die Augen. Hansl führte ihn jetzt zu seinem Platze an der großen Tafel, den er neben seinem Schwiegersohne einnahm, während der Herr Benefiziat von Göpfert höflichst gebeten wurde, den Stuhl zwischen dem jungen Ehepaare als besonderen Ehrensitz zu betrachten.

Der große Saal füllte sich mit den nachströmenden Gästen. Langsam nahmen sie alle an der reichgedeckten Tafel Platz. Mit lauter Stimme betete der Geistliche ein Gebet vor. Die Anwesenden leierten es nach, während sie hungrig nach den dampfenden Suppenschüsseln blickten, die auf die breite Anrichte am Saaleingange niedergesetzt wurden.

Endlich schien man auch für diesen Tag genug gebetet zu haben und setzte sich mit lautem Gepolter zu Tische. Ein riesiges, derbes Essen von zahllosen Gängen ward aufgetragen und behaglich verzehrt. Fortwährend packten die Bauern von den Speisen in eigens hierzu mitgebrachte Tücher. Ein widerlicher Geruch von Bier, Sauerkraut und gesottenem Fleische drang durch den Raum. Lebhafter wurde die Unterhaltung und als nun gar noch Wein aufgetragen wurde, erreichte der Jubel seinen Höhepunkt. An einigen Plätzen ging es schon recht bedenklich lustig zu.

Auch dem alten Poiten war der langentbehrte Alkoholgenuß gewaltig zu Kopf gestiegen.

„Vater, sollst net so viel trinken!“ rief Kathi, die sehr einsilbig dasaß, zu ihm hinüber.

Poiten lachte und sah mit blöden Augen zu den Holzkandelabern des Saales hinauf, deren dicke Stearinkerzen man eben anzündete. Trotzdem es schon dämmerte, wurde immer noch aufgetragen und gegessen. Dazwischen pafften andre aus Zigarren und Pfeifen dicke Rauchwolken. Die jungen Burschen suchten die Musik zu überbrüllen, die große Bierbanzen auf ihrem Podium stehen hatte und ohne Takt und Rhythmus ein gräuliches Durcheinander auf die johlende Menge herabschmetterte.

Eine Rede, die ein Grenzaufseher halten wollte, ging in dem furchtbaren Spektakel völlig verloren, aber auch der Förster Göpfert drang nicht durch mit seinem Toast auf den Herrn Benefiziaten, den Vater der Gemeinde, wie er ihn nannte. Mitten in seiner Ansprache wurden ihm Maßkrüge, Wein- und Schnapsgläser entgegengehalten und ein betäubender Lärm schnitt ihm das Wort ab. Auch die Musik wollte nicht zu spät kommen und wirbelte in den Höllenlärm einige Akkorde hinein.

„Verfoff'nes G'sindel!“ murmelte giftig der Förster.

„Hi, hi, hi,“ grunzte Poiten und wackelte mit seinem Stuhle hin und her, „heut derft's nix für unguat nehma, heut san 's alle beim Zeug, hi, hi!“ Und hastig stürzte er wieder ein Glas Wein hinab, daß zwei rote Bäche über das Kinn auf die grüne Weste herunterliefen.

„Prooosit, Herr Lehrer!“ schrie er und hielt ein neues Glas zu Gattl hin, der auf der andern Seite des Tisches saß.

Göpfert, immer noch mit seinem Aerger beschäftigt, wurde aufmerksam und wandte sich gleichfalls zu Gattl, indem er in die Tasche griff.

„Richtig, der Herr Lehrer,“ sagte er hochnäsig. „Bald hätt' ich ihn vergessen. I muaß Ihnen do a no an extrig's G'schenk machen, weil S' so viel Plag g'habt haben. Da haben S' was.“

Er reichte ein kleines Goldstück über den Tisch mit einer ermunternden Bewegung, als gäbe er einem Bettler ein Almosen.

Gattl juckte es, dem unverschämten Patron die Münze aus der Hand zu schlagen und auf und davon zu rennen. Aber Annas bittende Worte, die ihn bis zu dieser Stunde von jeder Gewalttätigkeit abgehalten hatten, bezwangen ihn und er griff mit bebenden Fingern nach der Gabe.

„Danke, Herr Förster.“

„Is scho recht,“ nickte Göpfert gnädig.

Der Lehrer ließ das Goldstück in seinen Rock verschwinden und spielte dann wieder mit seinem Messer. Ihm war die Versammlung dieser betrunkenen Menschen noch entsetzlicher als die langweilige Spießbürgergesellschaft Mariakirchens. Auch rückte jetzt stündlich die Entscheidung näher. Heute noch mußte er mit dem Geistlichen reden, wenn er nicht riskieren wollte, daß morgen schon die Unterschlagung des Dokuments offenkundig wurde.

Ruhig und flehend dachte er vorzugehen. Sein Abschied von Anna hatte ihn so tief erschüttert, daß er ihren Bitten Gehör geben und sogar eine letzte Erniedrigung nicht scheuen wollte. Verstohlen betrachtete er den Geistlichen. Der schien gut aufgelegt zu sein. Er unterhielt sich mit seinen Nachbarn und nickte zu den Töchtern des Försters hinüber, die zu beiden Seiten des Lehrers saßen. Kein Wort hatten diese schüchternen Geschöpfe in ihren steifen, weißen Mullkleidern während der ganzen Tafel gesprochen. Mit niedergeschlagenen Augen saßen sie an dem Platze, und ihre bangen, ausdruckslosen Gesichter machten den Eindruck, als wären sie von den kräftigen Fäusten des rohen Vaters krumm und schief gehauen. Keine von ihnen wagte den Kopf nach der Seite zu richten, als jetzt ein lautes Gejuchze den Beginn des Tanzes verkündete. Sie sahen nur immer den alten Poiten vor sich, der weit auf seinem Stuhle herabgerutscht war und zu schnarchen begann. Wurde der Lärm gar zu arg, dann wachte er ein bißchen aus seinem Dusel auf, trank ein Glas leer und fiel in die alte Lage zurück, wobei er quakende Laute ausstieß.

Auch Gattl betrachtete ihn jetzt. Der Bauer war entschieden unfähig, ein Wort zu verstehen. So bot sich die beste Gelegenheit, den Geistlichen anzureden, der in der Mitte der Tafel saß und mit sichtlichem Behagen seine Zigarre rauchte. Göpfert war mit Kathi zum Tanz gegangen und sein Beispiel befolgten alle